

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Die große Seele des kleinen Dackelchen

Skizze von **Kudijar**. (Nachdr. verb.)

Gestern spielte mir der Zufall eine russische Zeitung in die Hände, die „Krasnoie Snamja“ vom 13. Juni d. J. Und ein Schatten grüßte mich aus ihren Spalten . . .

* * *

Er war klein und häßlich, mein Kamerad Kausky. Das heißt, er war von einer gewissen sympathischen Häßlichkeit, wir nannten ihn deswegen den Dackel. Und krumme, ungeheuer krumme Beine hatte er auch, so wie es sich für einen Kavalleristen geziemt. Ferner war er von einer gewissen sportlichen Schneidigkeit geradezu besessen, bei jeder Patrouille wollte Leutnant Kausky dabei sein und trotzdem blieb er den ganzen Krieg hindurch unverwundet.

Außerdem grübelte Dackelchen öfters über tiefsinnige Probleme nach und in solchen Momenten war seine Aehnlichkeit mit der vierbeinigen Verkörperung seines Spitznamens geradezu frappant. Immer wieder führte mich das Schicksal mit dem Dackel zusammen, bis ich gestern —

Es war im ersten Kriegsjahr, in Galizien. Nach andauernden verlustreichen Rückzügen war unsere Front endlich halbwegs zum Stehen gekommen, mit verbissenem Ingrimm wehrten wir uns gegen den furchtbaren Elan der Deutschen. Wir waren über die Situation nicht mehr recht im Bilde, hatten den Kontakt in diesem Abschnitt mit dem Feinde plötzlich verloren, Aufklärung tat not. Natürlich war es wieder der Dackel, der die interessante Patrouille schnappte: er bekam den Auftrag, möglichst weit hinter die jedenfalls noch nicht befestigte, deutsche Front vorzustoßen, um über Stärke, Truppengattungen usw. Bericht abzugeben. Das Unternehmen gelang, es glückte ihm, mehrere Gefangene von verschiedenen Truppenteilen mitzubringen. Nun begannen die Verhöre. Auf raffinierteste Art und Weise durch Kreuz- und Querfragen, versuchte man aus den fünf Männern — es waren drei Preußen und zwei Bayern -- möglichst viel über die Deutschen zu erfahren. Nichts! Gar nichts! Außer den Kombinationen, die auf Grund der Zugehörigkeit der Gefangenen zu ihren Regimentern gemacht werden konnten — gar nichts! Vier der Gefangenen schwiegen stolz und beharrlich. Der fünfte, ein scheinbar sehr gerissener Berliner Junge, machte faule Witze und war von einer herrlichen Frechheit. Das waren die Soldaten. Auch einen Offizier, einen blutjungen Leutnant, hatte der Dackel beinahe gefangengenommen. Im letzten Moment hatte der junge Mann jedoch, die Aussichtslosigkeit seiner Lage einsehend, die letzte Patrone seiner Pistole für sich selber verwandt . . .

Nachts fand der Dackel, mit dem ich das Quartier teilte, keine Ruhe, warf sich auf seinem Feldbett nervös hin und her. Schließlich wurde mir die Sache zu dumm -- ich bat ihn in weniger liebenswürdigem wie deutlichem Ton um sofortige Einstellung seiner equilibristischen Uebungen, ich wolle schlafen. Es half nichts, das Dackelchen war zu bedrückt und aufgeregt — ein Zustand, der mir an ihm sonst vollkommen fremd war. Endlich vertraute er mir an, zu welchem Resultat ihn sein Grübeln gebracht hatte:

„Weißt du, ich komme mir heute ganz besonders klein und häßlich vor. Kann die schöne Selbstverständlichkeit, mit der der junge Kerl da drüben heute abdrückte, nicht vergessen. So ganz ohne Pose, so sicher . . . Man hat doch schon wirklich genug an Blut und Massensterben gesehen, ist stark abgestumpft, und dann weiß man auch, daß man für eine gerechte Sache kämpft, tut sein Bestes, versteht sich schließlich wohl auch einen guten Abgang zu schaffen, wenn einen einmal der Teufel holen sollte, hofft es wenigstens . . . Aber hier, das war etwas ganz, ganz anderes . . . Ich habe heute — und das habe ich erst nachträglich gefühlt, kanns erst jetzt in Worte kleiden — dort drüben, in diesen kurzen dramatischen Minuten des Kampfes einiger weniger gegen meine Uebermacht -- die starke Seele der Deutschen gefühlt.! Dieser selbstverständliche aussichtslose Kampf bis zum letzten Moment, bis zur letzten Patrone. Verflucht stark sind diese Deutschen doch, eine verflucht, verflucht starke Seele haben sie!“ Der Dackel hockte sich hin und hieb wütend mit der Faust aufs Kopfkissen.

„Und was mich so wütend macht, Kudja, ich . . . ich weiß nicht, ob du und ich und wir alle etwas Aehnliches fertigbringen! So ganz selbstverständlich sein schwaches bißchen Leben, an dem man doch so stark hängt, so ganz einfach, so ganz ruhig wegzuschmeißen. Wofür, warum?! Für eine unpersönliche, allgemeine Idee . . . Kudja, Kudia, bei Gott, i c h w e r d e d a s n i e, n i e k ö n n e n!“ Der Dackel hatte die ganze Nacht, obwohl todmüde, nicht mehr geschlafen.

Bald darauf wurde ich verwundet. Als ich nach einigen Monaten ins Regiment zurückkehrte, fand ich den Dackel nicht mehr vor. Er war zu den Fliegern kommandiert worden.

Im Sommer 1920 — ich führte ein Regiment in der weißen Armee gegen die Bolschewisten — ging plötzlich ein feindliches Flugzeug nachts in meinem Abschnitt nieder. Heraus sprang freudestrahlend — der Dackel! Er war zum Dienst in der roten Armee gepreßt worden, hatte sich willig gezeigt, sich an die Front schicken lassen, wo an Fliegern großer Mangel herrschte. Natürlich hatte er sich unter ständiger Kontrolle befunden, ein kommunistischer Matrose durfte ihn keinen Moment aus den Augen lassen . . . „Willst ihn sehen, Kudja? Hab' ihn vollgefüllt und mitgebracht . . . So ganz einfach war es für mich, den kleinen Dackel, nicht — diesen großen Wassersack unbemerkt aus der Baracke ins Flugzeug zu schleppen . . .“ Und im Flugzeug schlief zusammengekrümmt, mordmäßig betrunken, sein Aufpasser, der Matrose! Auch das Gebrüll von hundert Motoren hätte den fetten Kerl nicht hochgebracht . . . „Und saufen, saufen kann der Kerl . . .!“ „Ja, aber sag mal, Dackel, warum hast du ihn denn nicht einfach liegen lassen, los warst du ihn doch sowieso?!“ Der Dackel kratzte sich den Kopf, sieht mich nachdenklich an:

„Tja, weißt du, das ist so 'ne Sache . . . Die da drüben hätten es ihm nie geglaubt, daß er um meine Flucht nichts gewußt hat. Hätten ihn bestimmt erschossen — allein schon deswegen, weil er nicht besser Obacht gegeben hat. Und das will ich nicht. Der Kerl hat schließlich doch e i n e I d e e, für die er sich v o l l u n d g a n z e i n s e t z t, nicht wahr?! Und für solche Leute habe ich nun mal 'ne Schwäche, vielleicht, weil ich selber nicht . . .“

Ich mußte lachen. Der Dackel hatte offenbar noch immer denselben Sparren: Unternimmt und vollbringt eines der tollkühnsten Wagestücke, das ich kenne, und hält sich selber trotzdem für minderwertig. Und das war bestimmt keine Pose!

Wieder wurden wir kurze Zeit darauf getrennt.

Dann brach die weiße Front zusammen. Mir gelang es, nach Deutschland durchzukommen, vom Dackel sah und hörte ich nichts mehr . . .

Gestern also las ich:

„Der oberste Gerichtshof verurteilte den ehemaligen Offizier K a u s k y zum Erschießen, da er ohne Erlaubnisschein die Grenze passieren wollte. Während der Gerichtsverhandlung machte Kausky dem Gericht die Mitteilung, daß es ihm als Offizier, Edelmann und Nationalist nicht zustehe, vor einem Sowjetgericht irgendwelche Aussagen zu machen. Nur als der Vorsitzende ihn fragte, ob er seine gegenrevolutionären Taten bereue, antwortete Kausky: „Im Gegenteil, ich bereue nichts und würde sofort wieder meine frühere Tätigkeit fortsetzen . . .!“

Nun werde ich dich nicht mehr treffen, lieber kleiner Dackel mit der s t a r k e n S e e l e, an die du selber nicht glauben wolltest . . .

Die Schlangenhaut

Von **Hans Berger**. (Nachdr. verb.)

Das alte gute deutsche Sprichwort, daß man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul zu sehen pflegt, sollte auf Schlangenhäute keine Anwendung finden. Diese Meinung will ich begründen.

Ein Freund hatte eine Reise nach Brasilien unternommen, und statt mir ein Kistchen selbstgepflückter Brasilzigarren mitzubringen --- hatte er sich eine stärkere Sensation versprochen — indem

er meiner Frau die Haut einer angeblich selbstgefangenen Klapperschlange dedizierte. Er überreichte ihr die wie Pergament aussehende und ebenso zusammengerollte Haut mit galanter Verneigung, und nachdem mein Weib ein gewissen Grauen überwunden hatte, stellte sie nach Vornahme eingehender Messungen fest, daß man aus dem Schlangenfell ein Paar hochmoderne Schuhe, eine Handtasche und vielleicht sogar etwas Besatz für einen Hut werde herstellen können. Hierauf bedankte sie sich phrenetisch.

„Leider war es mir nicht möglich, die Haut gerben zu lassen," meinte unser Freund, „aber das können Sie hier leicht bekommen. Schlangenhaut ist sehr modern — jede bessere Gerberei macht Ihnen das."

„Muß das sein?" fragte meine Frau, die am liebsten die Schuhe gleich angezogen hätte. Als sie über die gebieterische Notwendigkeit belehrt worden war, erteilte sie mir den Auftrag, mich um die Gerbung zu kümmern. Hiermit begann eine Leidenszeit, die ich nur mit den Schwedengreueln vergleichen kann.

Sämtliche postalisch und direkt erreichbaren Gerbereien lehnten es ab, die Klapperschlange zu walken. Es lohne sich nicht. Von tausend Stück aufwärts würde es sich lohnen. Und auch dann übernehme man keine Garantie. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mir in der Eile die fehlenden 999 Schlangenhäute zu verschaffen, selbst wenn ich das Geld dazu gehabt hätte. Ueber vier Wochen vertrödelte ich mit nutzlosen Versuchen, die Gerbanstalten meiner engeren Heimat zur Uebernahme des Auftrags zu bewegen; es war umsonst. Mein häuslicher Frieden wurde empfindlich gestört, denn meine Frau litt ersichtlich darunter, daß ihre Freundinnen Schlange trugen, während sie immer noch Kalb- und Ziegenleder spazierenführte. Sie wurde reizbar und unzugänglich, magerte ab und bekam eine unangenehme Schärfe im Tonfall. Sie sparte nicht mit herabsetzenden Redensarten; es schien, als ob sie das Gift der toten Klapperschlange in sich aufgenommen hätte. Mein Vorschlag, sich doch ein Paar fertige Schlangenschuhe im Laden zu kaufen, lehnte sie schwer gekränkt ab. Das sei alles Ringelnatter, Regenwurm — eine echte Klapperschlange müsse man selbst verarbeiten lassen, das sei ja gerade das Hochoriginelle. Und wenn sie damals ihrer Mutter gehorcht und den Assessor geheiratet hätte statt mich, so wäre längst alles erledigt, denn der Assessor wäre ein sehr intelligenter Mensch gewesen.

Ich habe es damals sehr bedauert, daß der Assessor nicht an meiner Stelle war.

Dann griff ich zu einem verzweifelten Entschluß. Ich mußte die Haut selbst gerben! Heutzutage, wo man alles aus Büchern lernen kann, soll man vor nichts zurückschrecken. Mein Buchhändler wunderte sich, als ich ihn bat, mir sämtliche Werke über leichtfaßliche Gerbmethoden zu verschaffen. Ich sagte ihm, ich wolle ein soziales Drama schreiben, ein Gegenstück zu Hauptmanns Webern, „Die Gerber" und dazu müßte ich Studien machen. Nach einer Woche war ich im Besitze einer stattlichen Bibliothek über den aktuellen Gegenstand.

Nächtelang saß ich bei meiner einsamen Lampe und befaßte mich mit der Theorie des Gerbens. Ich darf ohne Selbstüberhebung sagen, daß ich sehr tief in die Materie eindrang, und daß mir schlecht wurde. Es gibt Methoden, deren Eigenart schon bei der bloßen Lektüre auf feinere Magennerven verstimmend wirkt. Deshalb sah ich z. B. von der sogenannten Lohgerberei ab: die Beschaffung der Zutaten wie etwa Quebrachoholz, Valonea, Dividivi, Katechu und Gambir erschien mir fast unmöglich. Mein Buchhändler hatte des Guten zuviel getan: in der Bibliothek befand sich auch ein neckisches Werkchen von einem gewissen Maximus Potator, „Die hohe Kunst des Gerbens" betitelt und allen Musensöhnen gewidmet. Maximus Potator war für meine Zwecke völlig ungeeignet, und ich habe seine Schrift mit Schaden weiterverkauft.

Ich einigte mich schließlich auf die sogenannte französische oder Erlanger Glacégerberei. Diese ist verhältnismäßig einfach. Man legt die Haut in eine Kleienbeize, nimmt sie nach 24 Stunden heraus und rührt einen Brei aus 85 Kilogramm Mehl, 700 Eidottern, 10,5 Kilogramm Alaun, 2,6 Kilogramm Kochsalz und Wasser an. Die Schwierigkeit bestand nur darin, mir die erforderlichen Ingredienzien in der vorgeschriebenen Menge zu beschaffen und ein Gefäß für den Brei zu konstruieren. Wasser und Kochsalz machten mir keine Sorge, auch Alaun wäre zu verschaffen gewesen, aber 85 Kilogramm Mehl und 700 Eidotter — das muß in einem kleinen, kinderlosen Haushalt unbedingt auffallen. Zum Glück fand ich in dem Werk eine Fußnote: „Alles auf 1000 Felle, bezw. 300 Kilogramm berechnet." Ich dividierte nunmehr die gesamten Quantitäten durch 1000 und kam zu erträglichen Resultaten.

Hierauf ging ich ans Werk. Ich erstand einen festen großen Bottich und stellte ihn in die Bodenkammer.

Kleienbeize hatte ich mir in einer Gerberei gekauft. Zwei Marmeladeneimer kosteten 30 Pfg. Für mich kamen sie auf etwa 70 Mark, weil ich das Innere des Autos reinigen lassen mußte, in dem ich sie befördert hatte.

Unter dem Vorwand, am Geburtstag eines Freundes teilzunehmen, schlich ich mich abends in die Bodenkammer, goß die Kleienbeize in den Bottich und warf nicht ohne Grimm die Schlangenhaut hinein. Sie wollte absolut nicht versinken, und ich beschwerte sie schließlich mit einem Pflasterstein.

Andern Tages kaufte ich einen zweiten Bottich, schickte meine Frau ins Kino und trug nach und nach die Gerbstoffe hinauf. Alles in allem rührte ich 10 Pfund Mehl, 30 Eidotter, 5 Pfund Alaun, 10 Pfund Kochsalz und Wasser zusammen. Es machte zirka 30 Mk. Unser kleiner Bully Tschip, an dem wir sehr hängen, sah gespannt zu.

Als ich nach vielen, fruchtlosen Versuchen die Haut aus der Beize fischte, fand ich sie eigentlich wenig verändert, wenn man davon absieht, daß sie bedeutend zusammengeschrumpft war. Aber schließlich ist das vielleicht eine natürliche Reaktion auf einen vierundzwanzigstündigen Aufenthalt in einer beizenden Flüssigkeit. Jedenfalls transferierte ich die Haut in den Bottich 2 und verließ rasch meine Gerberei, um mich zu säubern. Es ist ein Handwerk, das man nicht mit guten Kleidern betreiben kann.

Man muß mirs aufs Wort glauben, wenn ich sage, daß ich nicht einschlafen konnte. Klapperschlangengleich krochen scheußliche Gedanken durch mein Hirn, ob ich auch alles richtig gemacht hätte. Ich fühlte mich wie ein Kandidat, der seine Examensarbeit abgegeben hat und nachträglich darüber Reue empfindet. Schließlich stand ich auf und las noch einmal die Erlanger Glacégerberei durch. Richtig! Es war falsch. Die Gerbmasse mußte erhitzt werden. Wenigstens stand zu lesen, daß man die Felle bei 35 Grad treten müsse.

Leise wie ein Dieb nahm ich den Spirituskocher und das Badethermometer. Dann schlich ich zur Bodenkammer empor. Es mochte gegen drei Uhr morgens sein und war sehr frisch. Da der Boden eine Wasserleitung hatte, wollte ich in den Marmeladeneimer solches schöpfen, auf 35 Grad erhitzen und in Bottich 2 gießen. Rätselhaft war mir allerdings, wie ich das 24 Stunden lang (diesen Zeitpunkt verlangte die Prozedur nach dem Lehrbuch) unbemerkt würde durchführen können.

Als ich vor meiner Bodenkammer stand, fiel mir zweierlei auf, einmal herrschte eine Atmosphäre, für die die Bezeichnung Rosenduft unpassend gewesen wäre, und sodann rann unterhalb der Türe die Kleienbeize hervor. Ich öffnete und erstarrte vor Schreck. Offenbar hatte ich unseren Bully Tschip vergessen. Das unselige Geschöpf hatte Bottich 1 angefressen und sich an der herausrinnenden Kleienbeize delektiert. Es wand sich in den schwersten Krämpfen am Boden und quickte ersterbend. Ich eilte zu ihm und nahm es auf meine Arme. Mit einem entsetzlichen Lächeln verschied es bald darauf.

Während ich noch seinen Tod beweinte, kam der Hausmann. Dieser Beamte, dessen Dienstwohnung unter den Bodenkammern liegt, hatte angeblich verdächtige Geräusche gehört und Diebe vermutet. Als er mich und die ganze Bescherung sah, schloß er eiligst die Bodenkammertür von draußen ab, und eine Viertelstunde später erschienen mehrere handfeste Sanitäter, die mich wortlos festnahmen und in die Irrenanstalt verbrachten. Meine Erklärung, ich hätte nur eine Klapperschlangenhaut gerben wollen, bestärkte den Arzt in seiner Diagnose, es liege ein schöner Fall von dementia senilis vor.

Immerhin durfte ich die Anstalt nach drei Tagen verlassen. Meine Frau holte mich ab. Sie trug ein Paar nagelneue Schlangenlederschuhe, passendes Handtäschchen aus gleichem Material und entsprechenden Hutbesatz.

Bunte Chronik

* **Eine Glückskollekte.** Lotteriespieler dürfte folgender Fall interessieren: Bei der letzten Hauptziehung der Sächsischen Klassenlotterie fielen in ein und dieselbe Staatslotterie-Einnahme nicht weniger als drei der höchsten Gewinne und zwar der Hauptgewinn von 500 000, dann die Prämie von 250 000 Mk. und später noch ein Gewinn von 30 000.

* **Gefangennahme eines Franziskanerpaters in China.** Der Franziskanerpater Ulrich Kreutzen, der amerikanischer Staatsangehöriger ist, wurde bei Wiynenkau, etwa 120 Kilometer südöstlich von Hankau, von Wegelagerern, die sich als Kommunisten bezeichneten, gefangen genommen. Sie fordern ein Lösegeld von 10 000 Dollar für die Freilassung des Missionars.

* **Schwere Folgen einer Unvorsichtigkeit.** In der Gemeinde Aracs in Jugoslawien wurde durch die Unvorsichtigkeit eines 14-jährigen Mädchens ein schweres Unglück angerichtet. Das Mädchen hatte eine auf dem Felde gefundene Granate nach Hause gebracht. Die Mutter des Kindes machte sie auf die Gefahr aufmerksam, worauf das Mädchen die Granate wegwarf. Das Geschoß explodierte. Infolge der Explosion wurden das Mädchen, seine Mutter und sein 8jähriger Bruder tödlich verletzt. Fünf Personen, die sich in der Nähe befanden, erlitten mehr oder minder schwere Verletzungen.

* **„Revolte" im Polizeigefängnis.** Am Sonntag vormittag wurde durch etwa 15 jugendliche Gefangene im Alter von 14 bis 20 Jahren im Polizeigefängnis am Alexanderplatz in Berlin ein Tumult hervorgerufen, der erst durch das Einschreiten der Wache des Polizeipräsidiums beendet werden konnte. Den Jugendlichen ist das Rauchen im Polizeigefängnis verboten. Einige dieser Gefangenen hatten ihre Mithäftlinge durch das falsche Gerücht aufgehetzt, daß das Rauchverbot nur eine Schikane der Beamten sei. Als Aufsichtsbeamte den Saal, in dem die Häftlinge untergebracht sind, betreten wollten, fanden sie die Türen von innen versperrt. Gleichzeitig stießen die Burschen im Saal Drohungen aus, zertrümmerten einen Tisch und einige Stühle und demolierten die gesamte übrige Einrichtung. Ferner drehten die Unruhestifter die Wasserhähne auf, sodaß der ganze Saal überschwemmt wurde. Schließlich wurde die Wache alarmiert, die die verbarrikadierte Tür aufbrach und die Ruhe wieder herstellte.

* **Zwei Millionen Lösegeld für einen Amerikaner.** Die Entführung des Newyorker Pelzhändlers Brenner aus Tientsin hat das größte Aufsehen erregt. Die Räuber hatten einen Lockspitzel zu Brenner gesandt, dem es unter allerlei Vorspiegelungen gelungen war, Brenner in eine einsame Gegend vor die Stadt zu verschleppen, wo er von Banditen gefangen genommen wurde. Der Bruder des Verschleppten hat bereits ein Lösegeld von einer viertel Million Mark angeboten, das aber von der Bande zurückgewiesen wurde, welche droht, ihren Gefangenen zu martern, wenn nicht zwei Millionen Mark gezahlt würden. Es finden Verhandlungen zwischen einem Abgesandten der Bande und der Familie des Verschleppten statt.

*** Die Leiche des Herzogs von Reichstadt.** Die dieser Tage in Wien verhafteten Burschen, die in einem Auto einen Raubüberfall auf einen Kassenboten verübt hatten, legten in einem Verhör auch das aufsehenerregende Geständnis ab, daß sie die Absicht gehabt haben, in die Kapuziner-Gruft einzudringen und dort den Leichnam des Herzogs von Reichstadt, des Sohnes Napoleons, zu stehlen, um ihn an die Franzosen zu verkaufen. Nur durch die Verhaftung der Banditen, die auch noch andere Verbrechen geplant hatten, wurde der Einbruch in die Kapuzinergruft vereitelt.

*** Gefangene schließen Rennwetten ab.** Wie die „Nachtausgabe" erfährt, sollen sich im Untersuchungsgefängnis in Moabit aufsehenerregende Dinge abgespielt haben, die Gegenstand einer Untersuchung durch die Gefängnisdirektoren bilden. Zwei Strafgefangene, die vor längerer Zeit zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurden, sollen in einer Zeit, als sie noch Untersuchungshäftlinge waren, mit Hilfe von Gefängnisbeamten, als sie ausgeführt wurden, Rennwetten abgeschlossen und mit dem erzielten Gewinne betrügerische Schulden, derentwegen sie im Untersuchungsgefängnis saßen, bezahlt haben, sodaß die Anklage der Staatsanwaltschaft in verschiedenen Punkten abgeschwächt wurde. Es soll sich um mehrere tausend Mark gehandelt haben. Weiter wird behauptet, daß Kalfaktoren schon mit einfachsten Dietrichen, ja sogar mit den Zinken von Gabeln jede Tür im Untersuchungsgefängnis zu öffnen in der Lage sind und unerlaubte Sendungen einschmuggeln.

*** Achtzig Frauen haben Angst vor einer Maus.** Als Frau Grundy, die Kandidatin der Arbeiterpartei für die englischen Gemeindewahlen in einer Schule in Bradford vor der weiblichen Zuhörerschaft eine Rede halten wollte, erklärte sie, daß jeder Versuch, die Versammlung zu stören, unnachsichtlich die sofortige Entfernung der Ruhestörerin zur Folge haben würde. Dann begann die große Rede. Es war mäuschenstill. Niemand wagte zu opponieren. Plötzlich aber entstand eine allgemeine Unruhe. Dreiviertel aller Anwesenden stürzten lautschreiend zur Türe. Die Ursache war eine Maus. Eine kleine Maus, die während der Ansprache der Kandidatin plötzlich im Saal vor dem Rednerpult aufgetaucht war und die dann, als sie so viele Menschen erblickte, ängstlich hin und her lief und nicht gleich wußte, wohin sie verschwinden sollte. Frau Grundy mußte ihre Rede unterbrechen. Gegen diese Ruhestörerin war sie machtlos. Sie forderte den Rest der Zuhörerinnen auf, doch etwas mehr Mut zu zeigen. Man kämpfe hier für die Rechte der Frau, und da könne man doch nicht vor einer Maus weglaufen. Das wirkte. Wenigstens scheinbar. Man setzte sich, und Frau Grundy konnte in ihrer Rede fortfahren. Aber man saß ängstlich auf den Stühlen. Alle Augen waren nach dem Boden gerichtet, wo ja jeden Moment die Maus wieder auftauchen konnte. Nach der Rednerin hörte niemand mehr hin. Am nächsten Tage aber berichteten die gegnerischen Blätter ironisch über den Vorfall unter der Ueberschrift: „80 Frauen fürchten sich vor einer Maus."

*** Aus Angst vor einer Operation gestorben.** Die Ehefrau eines Geschäftsmannes in Perleberg, die sich einer Blinddarmoperation unterziehen sollte, erlitt infolge der Angst vor der Operation auf dem Wege zum Krankenhaus einen Herzschlag und starb.

*** Eine nicht alltägliche Erinnerung an eine Seereise** werden etliche frühere Passagiere des Dampfers „Stuttgart" des Norddeutschen Lloyd erhalten, wenn ihnen in nächster Zeit der Inhalt einer Flaschenpost zugeht, die sie am 3. Dezember 1927, während der Ueberfahrt von Bremen nach Canada, dem Meer übergaben. Diese Flaschenpost, die die Namen von 12 deutschen Auswanderern trägt, trieb an der norwegischen Küste an und wurde von einer norwegischen Firma in Vanse an den Norddeutschen Lloyd nach Bremen gesandt, der sie, entsprechend der in der Flaschenpost ausgesprochenen Bitte, an seine Vertretung in Winnipeg (Canada) weiterleiten wird. Dieser wird es sicher nicht schwer fallen, einen der Absender ausfindig zu machen und ihm die Post zuzustellen. Sie wird, nachdem sie beinahe zwei volle Jahre im Meere trieb, neben der Erinnerung an die damalige Ausreise zugleich ein Gruß von 12 Schicksalsgefährten sein. Hoffentlich haben alle Beteiligten inzwischen in dem zukunftsreichen Lande Canada, das sich als aufschlußreiches Einwanderungsgebiet eines ständig wachsenden Interesses erfreut, ihr Glück gemacht.

*** Zehntausend serbische Kriegerleichen auf dem Wege nach der Heimat.** Gegenwärtig werden auf den verschiedenen Kriegsgefangenenfriedhöfen in der Tschechoslowakei die Leichen der serbischen Kriegsgefangenen ausgegraben. Sie werden nach Südslawien gebracht. Der Leichenzug fährt gegenwärtig von Friedhof zu Friedhof und nimmt die Gebeine der in der Gefangenschaft gestorbenen serbischen Krieger auf. Es handelt sich um 10 000 Ausgrabungen. Die nordböhmischen Sammeltransports werden in Leitmeritz vereinigt und gehen von hier gemeinschaftlich nach Belgrad ab.

*** Todessprung aus dem 40. Stockwerk.** Angesichts Tausender von Fußgängern sprang in Newyork eine Frau, die bei einer Maklerfirma angestellt war, aus einem Fenster des 40. Stockwerkes des Equitable-Gebäudes am Unteren Broadway. Die Frau war sofort tot. Es wird vermutet, daß sie infolge Ueberarbeitung im Zusammenhang mit dem letzten Börsenkrach einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte.

*** Auch das ist möglich.** Auf einer kleinen Station hatte Mynona einen gewaltigen Disput mit dem Bahnhofsvorsteher. Dem armen Dichter war das Gepäck abhanden gekommen, nicht im Packwagen war es zu finden, nicht im kleinen Gepäckraum, nirgends. Wahrscheinlich war es unterwegs liegen geblieben, und Mynona verlangte, daß eiligst danach recherchiert würde, telegraphiert, gar ein Sonderzug eingelegt würde, die Koffer heranzuschaffen. Alles lehnte der Vorsteher ab, aber hartnäckig bestand Mynona auf seiner Forderung. Bis es schließlich dem Beamten zu viel wurde. Wütend fuhr er auf: „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein! Sie halten mich wohl für einen Dummkopf?" Beschwichtigend rieb sich Mynona die Nase: „Gewiß nicht, aber ich kann mich ja auch irren."

*** Selbstmord am Grab des Gatten.** Aus Ungarisch-Altenburg wird über einen Selbstmord berichtet, der große Aehnlichkeit mit dem Fall des Dienstmädchens Steteries hat. Im Friedhof des Dorfes Szilsarkany wurde die stark verkohlte Leiche einer alten Frau aufgefunden. Anfangs dachte man, daß es sich um einen Mord handeln dürfte. Die Erhebungen ergaben, daß die Tote mit der 74jährigen Bäuerin Vargha identisch ist. Sie hatte in der letzten Zeit wiederholt Selbstmordabsichten geäußert. In der Nähe des Grabes ihres verstorbenen Mannes errichtete die Frau einen Scheiterhaufen und verbrannte sich. Es handelt sich zweifellos um einen Selbstmord.

*** Hinrichtung durch Gas.** Die vielen Einwände, die von den verschiedenen Seiten gegen die Vollstreckung der Todesstrafe mit dem elektrischen Stuhl erhoben worden sind, haben den Chikagoer Arzt Dr. Gordon Clapham Veranlassung gegeben, sich mit dem Ersatz des elektrischen Stuhles durch eine menschlichere Hinrichtungsmethode zu beschäftigen. Nach seiner Ansicht, die auch durch die Presse unterstützt wird, soll die Hinrichtung durch Gas viel einfacher sein, als die elektrische. Dr. Clapham hat eine besondere Zelle konstruiert, in die Gas unter einem hohen Druck einströmt. Der Delinquent schläft langsam ein, um nie wieder zu erwachen. Ein einfaches, sauberes und nach ärztlicher Ansicht absolut sicheres Verfahren. Die Erfindung Claphams liegt den Behörden der Vereinigten Staaten zur Prüfung vor.

*** Verhaftung einer falschen Aerztin.** In der Umgebung von Deutschlandsberg und in der Stadt Graz selbst war vor etwa drei Monaten eine ungefähr fünfunddreißigjährige Frau aufgetaucht, die sich als die Aerztin Dr. Antoinette Müllner ausgab. Sie errichtete in Deutschlandsberg eine Ordination und hatte bald großen Zulauf. Man sprach allgemein davon, daß Frau Dr. Müllner an Frauen und Mädchen, die Kindersegen befürchteten, unerlaubte Eingriffe vornehme. Ueber die Aerztin wurde überhaupt viel gesprochen, da sie ihren Patientinnen erzählte, sie sei eine geborene Gräfin Esterhazy und verfüge über ein sehr bedeutendes Vermögen. Nur aus Mitgefühl für hilfesuchende Frauen und Mädchen habe sie sich dem ärztlichen Berufe gewidmet. Trotz ihrer angeblich so ideellen Ziele ließ sich Frau Dr. Müllner-Esterhazy für ihre Hilfe reichlich entschädigen. Sie verfügte bald über sehr hohe Einkünfte. Die Nachforschungen der Gendarmerie führten schließlich zur Feststellung der wirklichen Identität der angeblichen Aerztin. Es handelt sich um die ehemalige Kaffeehauskassiererin Antonia Müllner, die seit 1925 wegen verschiedener Betrügereien bisher erfolglos steckbrieflich gesucht wird. Die Frau wurde verhaftet und dem Bezirksgericht eingeliefert.

*** Die Philosophie des Einbrechers.** Vor dem Gericht in Hannover stand kürzlich ein oft vorbestrafter Einbrecher. Nachdem der Staatsanwalt zwei Jahre Zuchthaus beantragt hatte, wollte sich das Gericht zur Beratung zurückziehen. Vorher aber hielt der Angeklagte folgende Rede: „Meine Herren! Sie sehen in mir das Opfer eines unabänderlichen Schicksals. Sogenannte Willensfreiheit gibt es nicht. Was in der Welt geschieht, und dazu gehört auch jede menschliche Handlung, ist seit Urbeginn aller Zeiten feststehend. Die Ursachen sind gegeben, die ich mir nicht gegeben habe, sondern mit mir geboren sind, nach meiner Erziehung, meinen Erlebnissen, mußte ich notwendig zu dem werden, was ich geworden bin. Wenn Sie, meine Herren, den gleichen Einflüssen wie ich unterstanden hätten, würden Sie ebenfalls den Einbruch begangen haben. Mit dieser Ansicht befinde ich mich in guter Gesellschaft. Ich brauche da nur auf Spinoza und Leibniz hinzuweisen. Selbst der heilige Augustinus und später Calvin lassen alle menschlichen Handlungen von einem unabänderlichen Ratschlusse Gottes abhängen. Ich habe demnach nur getan, was ich tun mußte. Sie können mich unmöglich dafür bestrafen, und ich beantrage daher meine Freisprechung." Das Gericht entschied: „Wir sind den Ausführungen des Angeklagten gefolgt. Was geschieht, ist notwendig, und die unabänderliche Folge aller vorhergegangenen Ursachen. Es ist mithin dem Angeklagten infolge seines Charakters und seiner Erlebnisse vom Schicksal bestimmt worden, daß er den Einbruchsdiebstahl ausführen mußte. Ebenso hat aber das Schicksal bestimmt, daß das Gericht auf Grund der Beweisaufnahme die Anklage für bewiesen angesehen hat. Dieser unabänderlichen Folge konnte sich das Gericht nicht entziehen. Die Ursachen, nämlich die Tat und das Gesetz, waren gegeben: die Strafe muß daraus naturnotwendig hervorgehen." Sprachs und verkündete das Urteil: zwei Jahre Zuchthaus usw. „Angeklagter, nehmen Sie die Strafe an?" Angeklagter: „Das Schicksal verlangt, daß ich dagegen Berufung erhebe." Vorsitzender: „Das mag sein. Vermutlich wird aber dasselbe Schicksal dafür sorgen, daß Ihre Berufung verworfen wird."

Briefkasten

L. in Fraustadt. Eine Aenderung des Familiennamens erfolgt grundsätzlich durch Ermächtigung des Justizministers. Anträge sind beim Amtsgericht einzureichen. Ueber Anträge auf Aenderung des Familiennamens in den Fällen, in denen es sich um die Verdeutschung ausländischer Namen oder um die Ermächtigung unehelicher Kinder zur Führung des Familiennamens des Erzeugers oder des verstorbenen Ehemannes der Mutter handelt, entscheidet der Landgerichtspräsident.

W. K., Glogau. Um die Verdunstungsoberfläche auf ein Mindestmaß herabzudrücken, haben sich bei den Kakteen die Blätter zu den gefürchteten Stacheln verwandelt. Der nun das Blattgrün tragende Stamm ist so gezwungen, die Aufgabe des Blattes zu übernehmen.

Autosport

Vergleichsanlage rückstrahlender Warnungstafeln

Nachdem die Entwicklung der verschiedenen Systeme rückstrahlender Verkehrszeichen zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, hat der Allgemeine Deutsche Automobil-Club mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche der ganzen Angelegenheit zukommt, auf der Avus eine Vergleichsanlage geschaffen, welche Meisterstücke aller rückstrahlenden Schilder herstellenden Firmen zeigt. Diese Anlage wurde den Vertretern der Behörden, der Presse, Verbände und sonstigen Interessenten vorgeführt.

Nachdem der Präsident des ADAC, Landesbaurat Diplom-Ingenieur C. Fritz, die Anwesenden begrüßt hatte, ergriff Polizeimajor Langenscheidt für den plötzlich verhinderten Präsidenten des Polizeiinstituts für Technik und Verkehr, Oberregierungsrat Paetsch, das Wort, um interessante Ausführungen über die Anforderungen zu machen, welche die Polizei an selbstleuchtende Schilder stellt, und dabei auszuführen, daß bezüglich der „stummen Polizei auf der Landstraße" in nächster Zeit ein starker Ausbau zu erwarten sei.

Alsdann legte ein Vertreter des ADAC dar, daß es sich hier um keinen Wettbewerb handele, sondern daß der Zweck der Anlage nur der sei, allen Interessenten Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Urteil über den Wert der verschiedenen Fabrikate zu bilden. Er wies sodann auf die Gesichtspunkte hin, welche für die Beurteilung rückstrahlender Schilder in Frage kommen. In der Hauptsache handelt es sich hierbei darum, festzustellen, auf welche Entfernung die Rückstrahlwirkung beginnt, wie stark sie ist, und zwar unter verschiedenen Einfallwinkeln, ob eine Blendwirkung für den Fahrer entsteht, und wie sich besondere Verhältnisse, z. B. Schnee und Reif, auf die Rückstrahlfähigkeit auswirken. Weiter sind wichtige Gesichtspunkte die Haltbarkeit gegenüber mechanischen Einwirkungen, wie z. B. Steinwurf, die Beständigkeit der verwendeten Farben, das Gewicht und der Preis.

Für besondere Abnehmer, wie z. B. die Reichsbahn, ist die Frage von Interesse, ob sich bereits vorhandene Verkehrszeichen (Warnkreuze) nachträglich rückstrahlend machen lassen. Ist dies der Fall, so wird man mit Rücksicht auf die dann entstehende Kostenersparnis sich auch mit einer geringeren Rückstrahlfähigkeit begnügen.

Die Teilnehmer, unter denen man neben den Vertretern der Berliner- und der Provinz-Tages- und Fachpresse Herren vom Reichsverkehrsministerium, Reichswehrministerium, von der Deutschen Reichsbahngesellschaft, vom Reichsbahnzentralamt, Magistrat, Berliner Verkehrsamt, von der Berliner Verkehrsgesellschaft, vom Polizeipräsidium, Kommando der Schutzpolizei, von der Feuerwehr, vom Deutschen Städtetag, Deutschen Landkreistag, Verband Deutscher Verkehrsverwaltungen, Bund Deutscher Verkehrsvereine, Straßenbauverband, von der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, Industrie- und Handelskammer, Wasserbauverwaltung Potsdam und von zahlreichen anderen Behörden und Verbänden bemerkte, begaben sich sodann an den Aufstellungsort und beobachteten die Rückstrahlwirkung, welche mit Hilfe von mehreren Kraftwagen, die 200, 150, 100 und 50 Meter vor den Warnungstafeln anhielten, geprüft wurde. Als sehr wertvoll zeigten sich die angestellten Vergleiche auch für die Industrie selbst, welche bisher immer nur ihr eigenes Fabrikat gesehen hatte, ohne es neben denen der Konkurrenz einer Beobachtung unterziehen zu können. Es erwies sich, daß mehrere Hersteller genötigt sein werden, an ihren Erzeugnissen noch erhebliche Verbesserungen vorzunehmen, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen.

Da an der Vergleichsanlage auch die Einflüsse der Witterung nach längerer Zeit festgestellt werden sollen, so sind sämtliche Tafeln plombiert, um ein Auswechseln im Laufe des kommenden Jahres unmöglich zu machen.

Die Vergleichsanlage fand bei allen Teilnehmern an der Besichtigung das größte Interesse und bedeutet einen großen Schritt vorwärts auf dem Gebiet der rückstrahlenden Verkehrszeichen.

Im Anschluß an die Vorführung zeigte noch eine der beteiligten Firmen einen automatischen Schutzmann, welcher in bestimmten Intervallen rotes, grünes und gelbes Licht aufleuchten läßt. Die Einrichtung ist besonders für solche Punkte gedacht, an denen elektrischer Strom nicht zur Verfügung steht, da die Beleuchtungsanlage durch komprimiertes Acetylengas aus Stahlflaschen gespeist wird.

Führung eines Lastkraftwagens ohne Führerschein

Der Eigentümer eines Lastkraftwagens hatte den bei ihm angestellten Chauffeur mit der Erledigung eines Transports beauftragt. Unterwegs übernahm der auch auf dem Wagen befindliche Sohn des Eigentümers des Kraftwagens mit Erlaubnis des Chauffeurs die Führung des Wagens, was zur Folge hatte, daß ein Straßenwärter überfahren und schwer verletzt wurde. Im Gegensatz zu dem Chauffeur besaß der Sohn des Wageneigentümers, der das Unglück verschuldet hatte, keinen Führerschein. Der Straßenwärter klagte gegen den Autobesitzer und der Prozeß wurde durch Vergleich erledigt. Der Beklagte mußte sich darin zur Aufwendung erheblicher Geldopfer verpflichten.

Nun forderte der Wageneigentümer Schadloshaltung von der Versicherungsgesellschaft, bei der er versichert war. Nach den Bedingungen dieser Gesellschaft wird der Versicherungsschutz in Fällen der vorliegenden Art nur gewährt, wenn der Führer beim Eintritt des Schadens im Besitz des Führerscheins war. Hat ein Dritter das Fahrzeug geführt, ohne im Besitz des erforderlichen Führerscheins zu sein, so tritt der Versicherungsschutz für den Versicherungsnehmer nur ein, wenn er in entschuldbarer Weise annehmen konnte, daß der Dritte im Besitz des Führerscheins war. Auf Grund dieser Bedingung glaubte die in Anspruch genommene Versicherungsgesellschaft berechtigt zu sein, den Ersatz des Schadens abzulehnen. Indessen hat das Oberlandesgericht Karlsruhe die Versicherungsgesellschaft zur Zahlung verurteilt, und das Reichsgericht hat das Urteil bestätigt. Unter dem Dritten im Sinne der Versicherungsbedingungen könne nur derjenige Führer verstanden werden, dem der Halter — der Eigentümer — den Wagen überlassen hatte, nicht aber die Person, der der Führer seinerseits den Wagen ohne Wissen und Willen des Halters überläßt. Denn bezüglich dieser Person kommt für den Halter die Möglichkeit, anzunehmen, daß sie im Besitz eines Führerscheins sei, gar nicht in Frage. Als Führer kann immer nur der vom Halter bestimmte Führer verstanden werden, nicht auch die Person, der etwa der Führer seinerseits den Wagen überlassen hat. (Reichsgericht, 7. 382. 28.)

Besteuerung von Lieferwagen

Nach den Bestimmungen über die Besteuerung von Kraftfahrzeugen unterliegen die Personenwagen bekanntlich einer höheren Steuer als die Lieferwagen. — Ein Fleischermeister besaß ein Auto, daß er zur Beförderung von Vieh und auch von Fleisch benutzte. Im gewöhnlichen Zustand stellt die Karosserie des Wagens einen kastenartigen Aufbau dar, der innen mit nicht herausnehmbaren, fest mit dem Aufbau verbundenen Zinkblechtafeln völlig ausgeschlagen ist. Das Auto war ursprünglich als Lastkraftwagen versteuert worden, doch war die Steuerbehörde der Ansicht, daß das Fahrzeug als Personenkraftwagen zu behandeln sei, da der Eigentümer es gelegentlich — besonders an Sonntagen — zu Fahrten mit seinen Angehörigen benutzte. Dementsprechend verlangte das Finanzamt den Steuerunterschied von 225 Mark, womit der Steuerpflichtige jedoch nicht einverstanden war.

Auf die Rechtsbeschwerde des Fleischermeisters hob der Reichsfinanzhof die dem Autobesitzer ungünstige Entscheidung der Vorinstanz auf. Allerdings habe sich der Reichsfinanzhof in einem früheren Urteil dahin ausgesprochen, daß sogen. kombinierte Personen- und Lieferwagen, d. h. Fahrzeuge, die ebenso dem Personen- wie dem Güterverkehr zu dienen geeignet sind, mit der höheren Steuer für Personenwagen zu belegen sind. In einem solchen Falle muß aber festgestellt sein, daß der Wagen für beide Zwecke eingerichtet ist oder doch auf leichte Weise für den einen oder anderen Zweck, beispielsweise durch Einhängen von Sitzen, hergerichtet werden kann. Hier sind nach der von einem Sachverständigen ausgestellten Bescheinigung besondere Vorrichtungen zum Anbringen von Sitzen nicht vorhanden. Es fragt sich aber, ob nicht der bereits mitgelieferte Lederbezug so eingerichtet ist, daß Sitze, die etwa mit dem Wagen mitgeliefert sind, mit der erforderlichen Festigkeit eingelassen werden können, was jene die Herrichtung zu einem Personenwagen ermöglichenden Vorrichtungen ersetzen würde. Ferner besitzt nach den getroffenen Feststellungen der Wagen Einrichtungen, die die Anbringung eines Segeltuchverdecks ermöglichen. Es fragt sich, ob dies Verdeck z. B. durch seine Höhe etwa so beschaffen ist, daß es ausschließlich oder wenigstens auch bei Beförderung von Personen verwendet wird. Hierüber sind in der Vorinstanz noch nähere Feststellungen zu machen. (Reichsfinanzhof, 2. A. 540. 28.)

Auch auf schlechter Straße rechts fahren

Das Landgericht Göttingen verurteilte am 18. April 1929 den Kraftwagenführer Ernst Lupp wegen fahrlässiger Körperverletzung und Uebertretung der V. O. über den Kraftfahrzeugverkehr zu einer Geldstrafe von 30 Mark. Am 23. Juli 1928 fuhr der Angeklagte auf der Landstraße Dransfeld—Wellersen. Hinter ihm kam ein anderes Auto mit großer Geschwindigkeit. Lupp fuhr mit Rücksicht auf die sehr schlechte Beschaffenheit der Straße in der Mitte, zum Teil sogar auf der linken Seite der Straße. Das nachfolgende Auto gab durch Hupenzeichen zu verstehen, daß es überholen wolle; im Augenblick des Ueberholens aber fuhr Lupp, einem Schlagloch ausweichend, noch mehr nach links, so daß das überholende Auto gezwungen war, ebenfalls ganz nach links zu fahren. Hierbei kam dieser Wagen in bedrohliche Nähe eines Chausseebaumes, der Führer steuerte scharf nach rechts, was zur Folge hatte, daß der Wagen umstürzte. Die Insassen wurden erheblich verletzt. Der Angeklagte Lupp hat gegen seine Verurteilung Revision eingelegt, die der dritte Strafsenat des Reichsgerichts jedoch verworfen hat. Die Fahrlässigkeit des Angeklagten wurde darin gefunden, daß er in vorschriftswidriger Weise auf der linken Seite fuhr, wozu ihn auch die schlechte Beschaffenheit der Straße nicht berechtigt habe, er hätte diesem Umstand ja durch vorsichtiges Fahren Rechnung tragen können. (3 D. 789-29. Urteil vom 14. 10. 29.)

Befriedigender Motorradaußenhandel

Die Außenhandelsbilanz für den August weist mit einer Einfuhr von 516 (i. V. 995) und einer Ausfuhr von 759 (i. V. 303) Motorrädern einen Ausfuhrüberschuß auf. Auch das Gesamtergebnis der ersten acht Monate des laufenden Jahres mit einem Einfuhrüberschuß von nur noch 807 Motorrädern gegenüber 3831 in der gleichen Zeit des Vorjahres deutet auf eine allmähliche Aktivierung dieses Teiles der Außenhandelsbilanz hin, zumal die ständig wachsende deutsche Produktion einen erheblichen Teil des Inlandmarktes zurückgewinnen konnte. Die Stärke der deutschen Produktion beruht auf dem Kleinkraftrad (200 ccm). England exportiert in der Hauptsache Räder mittlerer Stärke (350 ccm) und Amerika ausgesprochen schwere Maschinen, ein Typ, dessen Stellung auf dem europäischen Markt durch die starke Konkurrenz des Kleinautos zurückgedrängt zu werden droht.